Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 52

Artikel: Die Fieberkurve [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-752103

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Fieberkurve

WACHTMEISTER STUDERS NEUER FALL
ROMAN VON FRIEDRICH GLAUSER

3. Fortsetzung

Copyright 1937 by Morgarten-Verlag A. G., Zürich

«Sie haben nie von einem Mädchen gehört, das Ulrike Neumann hieß? Hä? Und das im Hotel zum Wilden Mann abstieg?»

Studer hatte gerade noch Zeit, den Pater aufzufangen, — mein Gott, wie mager war das Männlein! — dann stand er da, hielt die spärliche Gestalt in den Armen und blickte in ein Gesicht, das eine grünliche Farbe angenommen hatte, während sich die Haare des Schneiderbartes in des Wortes wahrster Bedeutung sträubten . . .

«Sssä sssä!» sagte Wachtmeister Studer, es waren Lockrufe, die er in seiner Kindheit beim Gustihüten gebraucht hatte. «Ssä ssä!» wiederholte er noch einmal. «Nimm di z'sämme! Bischt chrank?» Und fügte reumütig hinzu, er habe sich dumm benommen und der Pater möge ihm verzeihen, aber er habe nicht gedacht . . .

«Schon gut», sagte der Weiße Vater, und es war günstig, daß er zur Aussprache dieser beiden Worte die Lippen nicht brauchte — denn diese waren starr und weiß.

Rufe wurden laut: «Isch er chrank?» — «Was git's?» — «Eh, de arm alt Ma . . .» — «Siche isch er schier verfrore mit syne blutte Scheiche . . .» — «Du Lappi, de isch es g'wohnt . . .»

Studer wurde böse und forderte die hilfsbereiten Schwätzer auf, sich zum Teufel zu scheren. Er sei Manns genug, mit dem Alten fertig zu werden. Ueberhaupt wohne er in der Nähe und . . .

«Gehen wir weiter», sagte Pater Matthias laut und deutlich. «Und verzeihen Sie die Umstände, Inspektor. Wenn Sie mich ein wenig stützen, wird es schon gehen. Und bei Ihnen daheim werd' ich mich ein wenig wärmen können. Nicht wahr?»

In diesem Augenblick hätte Studer für das Männlein alles getan. Sogar den Ofen angeheizt im Wohnzimmer — den Donner, der nie recht ziehen wollte . . . Immerhin, wer hätte glauben können, daß der Name der Ulrike Neumann den Pater so erschüttern würde — ein Name, den der Wachtmeister heute morgen zum ersten Male gehört hatte . . . War der Mann Priester geworden, um den Mord an dem jungen Mädchen zu . . . zu . . . sühnen, ja: sühnen! . . . So sagte man wohl . . .

Aber der Daumen auf Herrn Rosenzweigs Photographie hatte eine Narbe gehabt . . . und des Paters Daumen waren glatt . . .

Cleman — Koller . . . Koller — Cleman . . . Ein Sohn aus erster Ehe? Wie hatte der Wachtmeister in Basel gesagt? «G'spässige Familienverhältnisse!» Ganz richtig! Die Verhältnisse in der Familie Koller (oder hieß sie Cleman, die Familie?) waren mehr als nur g'spässig! Sie waren sonderbar, merkwürdig, verzwickt, unklar . . .

Und die Bise pfiff über die Brücke! Es besserte auch kaum, als die beiden in die Thunstraße einbogen. Studer stützte seinen Begleiter. Nicht nur nebeneinander spazierten sie durch die Stadt Bern — nein, Arm in Arm! Aber der Wachtmeister hatte keine Zeit, sich zu genieren vor den Bekannten, die ihn vielleicht sahen.

Vor seiner Wohnungstür angelangt, schnupperte Studer in der Luft. Es roch nach gebratenen Zwiebeln! Das Hedy war zurückgekehrt! . . . Der Wachtmeister stellte diese Tatsache mit ungeheurer Befriedigung fest. Nun war alles gut — und sicher war auch der grüne Sternsdonner im Wohnzimmer geheizt! . . .

Frau Studer stand schon bereit, als der Wachtmeister die Türe aufstieß. Sie war nicht weiter erstaunt über den Besuch, den ihr Mann da angeschleppt brachte, sondern harrte geduldig einer Erklärung. Ihre Hände lagen, zwanglos gefaltet, auf ihrer weißen, gestärkten Schürze. Als sie aber sah, daß der merkwürdige kleine Mann, der mit einer weißen Kutte angetan war — und unten ragten die nackten Füße hervor — sich fest auf den Wachtmeister stützte, um nicht umzufallen, kam sie eilig herbei und fragte, beruhigend und mütterlich:

«Ist er krank? Kann ich helfen?»

Sie wartete eine Bestätigung gar nicht ab, sondern packte den Pater resolut unter den Armen, führte ihn ins Wohnzimmer, legte ihn aufs Ruhebett. Dann waren plötzlich Decken da, ein frischüberzogenes Kissen, eine Wärmflasche und neben dem Ruhebett dampfte auf einem Küchenstuhl eine Tasse Lindenblusttee. Auf dem Boden standen nebeneinander die beiden Sandalen, ihre Riemen waren dünn und abgewetzt, die Sohlen wölbten sich vorne nach aufwärts. Frau Studer hatte die Hände wieder leicht über der Schürze gefaltet und meinte kopfschüttelnd:

«Wie weit die haben wandern müssen! Gell Vatti, man sieht's ihnen an!»

Studer brummte etwas . . . Er haßte es, wenn seine Frau ihn vor fremden Leuten «Vatti» nannte — übrigens machte sie die Sache sogleich wieder gut, denn sie sagte:

«Weischt Köbu, ich hab' dir gestern abend zweimal angeläutet und dann noch einmal heut Morgen aufs Amtshaus.» Aber sie habe ihn nirgends verwütschen können . . .

Er habe eben viel Arbeit gehabt, sagte Studer und fand endlich Zeit, seine Frau auf die Stirn zu küssen. Diese Stirne war hoch und glatt, faltenlos, ein Scheitel teilte die Haare, sie bildeten im Nacken einen Knoten und waren braun und glänzend, wie frisch aus der Schale gesprungene Kastanien. Niemand, dachte Studer, würde dem Hedy die Großmutter ansehen . . .

Die Scheschia, der rote verpfuschte Blumentopf, lag neben dem Kranken. Frau Studer hob sie zerstreut auf, stülpte sie über den Zeigefinger der Rechten und gab ihr mit der Linken kleine Stöße, bis sie zum Kreisen kam. Als sie aufblickte, sah sie auf dem Gesichte des Paters ein schüchternes Lächeln. Da mußte auch Studer lachen.

«Sehen Sie, Inspektor», sagte Pater Matthias, «es ist wirklich das einzige Spiel, zu dem eine solche Kappe taugt, und die magere Lady ist ganz zu Unrecht nervös geworden . . . Verzeihen Sie, Inspektor, verzeihen Sie die Umstände, Madame, ein Fieberanfall, der mich auf offener Straße gepackt hat . . . Der Klimawechsel, wahrscheinlich — die Kälte . . .», und das kleine Gesicht mit den fiebrig glänzenden Augen darin schien diese Version des Vorfalls zu bestätigen.

«Fieber!» brummte Studer, als seine Frau das Zimmer verlassen hatte. «Fieber ist eine gute Ausrede . . . Warum löst ein Name . . .»

«Bitte, Inspektor, schweigen Sie jetzt!» sagte da Pater Matthias, und er sprach energisch, wie einer, der weiß, was er will. «Es ist unchristlich, einen Kranken zu plagen — und vielleicht habe ich Ihr Vertrauen doch noch nicht ganz verscherzt — vielleicht glauben Sie mir noch, daß ich Ihnen kein Theater vorspiele . . .»

«Hm!» brummte Studer, noch nicht völlig versöhnt, noch nicht ganz überzeugt. Aber nicht umsonst wandte man sich an seine menschlichen Gefühle . . .

«Wir haben . . .», sagte er leise, «in der Schweiz noch nicht die Methoden unserer Nachbarstaaten eingeführt. Schließlich . . . Wollen Sie ins Spital, Herr Koll . . . eh . . . Pater Matthias?»

«Nein, nein, das geht vorüber. Warten Sie, ich muß irgendwo noch pulverisierte Chinarinde haben . . . Hab' ich sie im Hotel gelassen? Nein . . . Da ist sie . . .» Er zog eine runde Blechbüchse — wie sie sonst für Hustenbonbons gebräuchlich ist — aus irgendeiner andern tiefen Tasche, schüttete etwas von dem braunen Pulver in den Tee, rührte um und trank die Mischung . . . Plötzlich stellte er die Tasse mit lautem Geklirr wieder ab und starrte auf ein kleines Nähtischchen, das beim Fenster stand. Angst war in seinen Augen zu lesen . . .

Aus der Küche kam Frau Studers Stimme: es sei ein Brief gekommen, er liege auf dem Tischli beim Fenster . . .

Pater Matthias folgte aufmerksam jeder Bewegung des Wachtmeisters. Studer nahm den Brief, sah ihn an: eine unbekannte Frauenschrift. Poststempel: Transit. Auf dem Bahnhof aufgegeben, oder direkt in den Zug geworfen . . .

Studer riß die Enveloppe auf.

Ein einfaches Blatt:

«Lieber Vetter Jakob!

Beiliegend schicke ich Ihnen meinen Fund. Ich glaube, er wird Sie interessieren. Sie haben das Telephonbuch nicht sorgfältig genug durchsucht. Wie Sie sehen werden, kommt das leere Kuvert, das ich Ihnen schicke, aus Algerien. Aufgegeben wurde der Brief am 20. Juli vorigen Jahres in Géryville. (Am 20. Juli! Am Todestage meines Vaters! — wenn auch die Fieberkurve anderer Meinung ist.) Ich habe den Tod meiner Tante in Bern schon erfahren — wie? Das darf ich Ihnen nicht verraten. Ich habe Angst. Darum will ich eine Zeitlang verschwinden. Suchen Sie mich nicht, lieber Vetter Jakob, es würde nichts nützen. Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich Ihnen erzählen durfte. Sie müssen die Sache jetzt aufklären. Denn ich bin sicher, daß auch Sie nicht an die beiden Selbstmorde glauben. Sie werden meinen Onkel Matthias noch sehen, das weiß ich; grüßen Sie ihn von mir. Wenn es Sie interessieren kann, so hat er gestern mit mir im Bahnhofbuffet zweiter Klasse zu Nacht gegessen und ist gegen zwölf Uhr mit einem Taxi nach Bern gefahren. Ich wünsche Ihnen viel Glück. Ihre Marie Cleman.»

Die Enveloppe, die dem Briefe beilag, war ziemlich zerknittert. Sie war adressiert an «Madame Veuve Cleman-Hornuss, Spalenberg 12, Bâle». Auf der Rückseite der Absender: «Caporal Collani, 1er Régiment Etranger, 2ème Bataillon, Géryville, Algérie.» Und der Poststempel trug wirklich das Datum des 20. Juli . . .

(Fortsetzung Seite 1671)

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Wachtmeister Studer ist Großvater geworden, grad über Weihnachten. Seine Frau ist zur Tochter gereist, er aber hat rasch einen Abstecher nach Paris gemacht, um ein bißchen mit seinem Freunde und Kollegen Kommissär Madelin zusammenzusitzen. So feiern denn die beiden in einer Pariser Weinstube, zusammen mit Godofrey, dem Kriminalchemiker, die Ankunft des kleinen Jakobli fern von der Schweiz. Plötzlich gesellt sich ein Vierter zu ihnen, ein Mann in schneeweißer Mönchskutte und Sandalen: Pater Matthias. Dieser sonderbare Heilige stellt sich als Landsmann Studers, als Berner, heraus. Er müsse notwendig in die Schweiz, er habe dort zwei Schwägerinnen, eine in Basel und eine in Bern. Vielleicht brauche er die Polizei aus gewissen Gründen. Dann erzählt er die Geschichte eines Hellsehers, derentwegen er hier sei. Die Geschichte spielt in Algerien, in Géryville, und handelt von einem Fremdenlegionär namens Collani. Dieser Collani sei eines Tages drüben in Algier im «Trance»-Zustand zu Pater Matthias gekommen und habe hellseherische Fähigkeiten verraten. Eines Tages habe er zu ihm mit der Stimme seines Bruders gesprochen und ihn an die beiden Frauen in Basel und Bern erinnert. Dieser Bruder aber sei vor 15 Jahren an einem bösen Fieber in Fez gestorben. Der Sterbende habe damals Collani einen Brief gegeben, mit dem Auftrag, ihn nach 15 Jahren abzuschicken, was dieser auch besorgt habe. Nach dieser Begegnung habe er, Pater Matthias, den Collani nie mehr gesehen. Die drei Kriminalisten vernehmen nun, daß die beiden Frauen die erste und die zweite Frau des verstorbenen Bruders seien, daß Pater Matthias mit 18 Jahren zur katholischen Religion übergetreten und darauf von seiner Familie verstoßen worden sei. Der Bruder sei Geologe gewesen und habe im marokkanischen Süden nach Erzen geschürft. In Fez sei er dann gestorben. Die Tochter des Toten sei in Paris bei dem Sekretär des verstorbenen Bruders angestellt. Die beiden Schwägerinnen heißen: Josepha Cleman-Hornuss, Basel, und Sophie Hornuss, Bern. Diesen beiden Frauen drohe Gefahr. Dann verschwindet der Geschichten erzählende Pater, um den Zug in die Schweiz zu erreichen. Auch Wachtmeister Studer fährt mit dem nämlichen Zug in die Heimat zurück. Ihm gegenüber sitzt ein Fräulein, mit dem er ins Gespräch gerät und das seine Mutter in Basel besuchen will. Es ist die Nichte von Pater Matthias, die Tochter Marie der Frau Josepha Cleman-Hornuss. Marie trifft die Mutter nicht mehr lebend an. Selbstmord durch Gasvergiftung scheint vorzuliegen. Studer nimmt sich der Sache sofort an, untersucht den Tatort und findet im Telephonbuch eine vergilbte Fieberkurve. Von Marie vernimmt er, sie sei bei einem gewissen Koller, Sekretär ihres verstorbenen Vaters, angestellt gewesen, nun sei dieser plötzlich auf rätselhafte Weise verschwunden. Darum habe sie zur Mutter heimreisen wollen. Studer fährt dann nach Bern und macht sich unterwegs allerhand Gedanken. Wie er anderntags in der Polizeistube auftaucht, vernimmt er, es habe sich eine gewisse Frau Sophie Hornuss, Kartenschlägerin an der Gerechtigkeitsgasse, mit Gas vergiftet. Sofort macht sich Studer hinter den Fall, findet in einer Kaffeetasse Spuren von Somnifen (eines Schlafmittels). Besteht zwischen dem Tod der beiden Frauen ein Zusammenhang? Ist das der große Fall, von dem jeder Kriminalist träumt? Während er die Küche bei der toten Frau Hornuss untersucht, erscheint plötzlich Pater Matthias. Er erklärt, jetzt zeige es sich, wie recht der Hellseherkorporal Collani gehabt habe. Er, Matthias, habe den beiden Frauen noch geschrieben und sie gewarnt. Wie sich Studer ein paar Notizen macht, flattert ihm die in Basel gefundene Fieberkurve zu Boden. Der Pater hebt sie auf und gibt sie Studer zurück. War der Pater bleich geworden? Der Pater möchte wissen, ob Studer glaube, der angeblich vor 15 Jahren in Fez gestorbene Cleman lebe am Ende noch und habe sich an den beiden Frauen rächen wollen. Da erscheint eine Dame, die Leiterin einer im gleichen Hause einquartierten Tanzschule und will ein paar Aussagen machen. Ein Mann in einem blauen Regenmantel habe am Abend zuvor Frau Hornuss besucht. Als er später fluchtartig das Haus verließ, habe er im Treppenhaus ein in Form einer Acht zusammengerolltes und in der Mitte verknüpftes Schnürchen verloren. Der von Studer verdächtigte Pater Matthias weist seinen Paß vor und dieser lautet auf den Namen Koller. Wieso heißt der Mann anders als sein Bruder, der sich Cleman nannte? Sie seien Stiefbrüder gewesen. Ob er verwandt sei mit Jakob Koller in Paris, bei dem die Marie gearbeitet habe? Der Pater schweigt. Studer geht mit jener Kaffeetasse, worin sich Somnifenspuren finden ließen, zu Herrn Rosenzweig, einem Spezialisten für Fingerabdrücke. Dieser entdeckt, daß der auf der Tasse befindliche Fingerabruck identisch ist mit einem andern, der im Jahre 1903 im Zusammenhang mit einem Giftmord in Freiburg vom mutmaßlichen Täter aufgenommen wurde. Das Mädchen — Ulrike Neumann — das damals an Zyankali-Vergiftung starb, sei oft in Bern im «Wilden Mann» abgestiegen. — Wie Studer mit Pater Matthias, auf den der verdächtige Fingerabdruck nicht paßt, später über die Kirchenfeldbrücke schreitet, fährt ein Basler Auto an ihnen vorbei. Pater Matthias behauptet, als dessen Insassen den «Hellseherkorporal» Collani und Marie Cleman erkannt zu haben. Auf die Frage, wo er, Pater Matthias, abgestiegen sei, erklärt er: im «Wilden Mann».

Der Engel an der Kathedrale von Reims.
Le sourire de l'ange de Reims ...

Madame L. B., eine Dame aus Paris.
... et celui — combien ressemblant — d'une jeune Parisienne.

Bild und Ebenbild

Photos Kertesz

Im Browning-Altersheim in London besteht ein Großmutter-Klub. Die alten Damen üben seit Wochen fleißig ihre Lieder zum Weihnachtsfest.

Au «Club des Grand'-Mères» de l'asile de Browning (Londres), on répète depuis plusieurs semaines des chants de Noël.

Alfred Huggenberger entwirft seine Werke nicht am Schreibtisch. Fast alles, was wir von ihm lesen, fängt er ein auf stundenweiten Wanderungen über Land und kritzelt es mit Bleistift in sein Notizbuch. Er braucht zum Dichten den Himmel über sich, die Weite des Blicks, Einsamkeit und Ungestörtheit, ein bißchen frischen Wind um die Nase, den Duft der Felder und Wälder, das Vogellied und den Gleichtakt des Schreitens. Bild: Der Dichter unterwegs. Im Hintergrund der Weiler Bewangen (Kanton Zürich), wo Alfred Huggenberger geboren wurde und wo er bis zu seinem 41. Jahre lebte. 1904, in derselben Nacht, da ihm seine Tochter geboren wurde, brannte sein Haus nieder.

Le «cabinet de travail» d'A. Huggenberger. Par monts et par vaux, l'écrivain se promène des heures durant en composant. A l'arrière-plan, le hameau de Bewangen (canton de Zurich), où naquit Huggenberger et où il demeura jusqu'en 1904.

Photos
Hans Staub

Alfred Huggenberger siebzigjährig

Am 26. Dezember 1937 wird ein Bauer und Dichter siebzigjährig, den man darum besonders freudig und herzlich beglückwünscht, weil er durch alle Jahrzehnte hindurch sich selber treu zu bleiben verstand und nie vom schönen Menschentum ins Literatentum abglitt. Die begrenzte Welt seiner engeren Heimat — bäuerliche Höfe und Aecker und stille, von keinem städtischen Lärm gestörte Täler —, die ihm die «Stoffe», die «Motive» schenkte, hinderte ihn nicht, ins Grenzenlose der Menschenseele, in die Weite allgemein gültigen Erlebens vorzustoßen, denn der wahre Dichter kann im Kleinen das Große und im Einmaligen das Ewige schildern. Es ist darum nicht erstaunlich, daß Alfred Huggenbergers Gedichte und Prosaschriften, die fast ausnahmslos bäuerliches Leben spiegeln, eine Weisheit bergen, die ihn weit über das erhebt, was man landläufig als «Bauerndichter» versteht. Seine Gedichtbände und Romane, seine schalkhaften Mundartbücher hier einzeln zu nennen, wäre sinnlos. Wer einmal nur der warmen Strahlung dieses Dichters sich hingibt, wird den Weg zu seinen Büchern, deren jüngstes — «Die Schicksalswiese» — eben jetzt auf seinen 70. Geburtstag hin erscheint, von selber finden.

Poète et paysan

A. Huggenberger vient de fêter son 70me anniversaire. Ce paysan thurgovien, barde de la terre, est l'un des écrivains les plus représentatifs de notre pays. Nombreux sont ses romans et nouvelles dont les plus connus sont «Les paysans de Steig» et «Hinterm Pflug» — Derrière la charrue.

Alfred Huggenberger mit seinen beiden Enkeln Willy und Alfred Büchi aus Elgg.
Alfred Huggenberger et ses deux petits-fils, Willy et Alfred Büchi.

Als Studer aufblickte, begegnete er den ängstlichen Augen des Weißen Vaters. Und ängstlich war auch die Stimme, mit welcher der Priester fragte:

«Schreibt Ihnen meine Nichte?»

Studer nickte nur stumm. Er saß am Fenster, in seiner Lieblingsstellung, die Ellbogen auf die gespreizten Schenkel gestützt, die Hände gefaltet. Und er dachte: ‚Wenn dies wirklich der ‚Große Fall' ist, von dem ich jahrelang geträumt habe, so ist er unerlaubt verkachelt . . . Was verkachelt! . . . Verhext ist er! Aber wir werden ihn schon deichseln, und wenn wir nach Algerien fahren müssen oder nach Marokko . . .' Zu welchem stummen Selbstgespräch einzig zu bemerken wäre, daß Studer es mit den Königen und andern gekrönten Häuptern hielt . . . Er dachte nie «ich», sondern «wir» . . .

Frau Studer kam mit der Suppenschüssel.

«Tuets-ech nid störe, Herr Mönch, wenn mr z'Mittag essed?»

Pater Matthias lächelte und Studer belehrte seine Frau, daß dies kein Mönch, sondern ein Pater sei . . . Frau Studer entschuldigte sich. Dann setzte sie sich ihrem Manne gegenüber und begann die Suppe zu schöpfen; gerade als der Wachtmeister den ersten Löffel zum Munde führte, hörte er vom Ruhebett her ein leises Gemurmel. Erstaunt blickte er auf . . . Pater Matthias hatte die Hände auf der Decke gefaltet und murmelte ein lateinisches Gebet . . .

«Benedicite . . .»

Darob wurden die beiden alten Menschen am Tisch so verlegen, daß sie ungeschickt die Hände vor ihren Tellern falteten . . .

Das Testament.

Um zwei Uhr nachmittags betrat Studer das Bureau des Kommissärs an der Stadtpolizei. Er kannte sich dort aus, denn dies Bureau war während fünfzehn Jahren sein eigenes gewesen, bis ihn jene Bankgeschichte daraus vertrieben hatte. Aber Studer hatte es verstanden, sich die Freundschaft seines Nachfolgers zu erhalten.

Kommissär Werner Gisler bestand aus einem kahlen Kopf, der aussah, als werde er täglich mit Glaspapier geschmirgelt. Dieser Kopf saß auf einem gedrungenen Körper, der in Anzüge aus bäuerischem Stoff gekleidet war. Die Füße waren groß und steckten in Schnürschuhen, die Gisler sich nach Maß anfertigen ließ — denn er hatte Plattfüße . . . In Gesprächen liebte er es, die Empfindlichkeit seiner Füße zu erwähnen, ein unerschöpfliches Thema für ihn, denn diese Empfindlichkeit schien ihm ein Beweis seiner aristokratischen Abstammung zu sein. Nun, das war weiter nicht schlimm, manche haben es mit dem Magen, andere mit der Verdauung, die dritten mit der Blutzirkulation — der Stadtkommissär hatte es mit den Füßen . . .

Als Studer das Bureau betrat, war Gisler damit beschäftigt, seine Schuhe wieder zuzubinden. Es geschah dies unter Aechzen und Stöhnen, denn sein Spitzbäuchlein war ihm dabei im Wege. Nach der Begrüßung sagte er:

«Wenn ihr wüßtet, Studer, wie diffizil das ist! Am Morgen zieht man die Schuhe an, man ist pressiert, man gibt nicht recht acht — und gleich hat man eine Falte in der Lederzunge. Man hat sie nicht recht gestreckt — und die Falte drückt einen, drückt einen den ganzen Tag! Immer denkt man an den Rumpf und hat dabei soviel Arbeit, daß man gar nicht dazu kommt, die Zunge zu glätten; man leidet, aber man geduldet sich, denn man denkt, einmal, im Lauf vom Tag, wird es schon eine Minute geben, um die Zunge glatt zu strecken . . . Man kann nicht intensiv an irgendeine Arbeit gehen, weil der Gedanke an den Falt in der Zunge immer wieder dazwischen kommt. Nun bin ich endlich einen Moment allein und da kommt ihr! Da müßt ihr euch schon 's Momentli gedulden . . . Wißt ihr, ich hab' so diffizile Füß!»

Studer drückte sein herzlichstes Beileid aus; er war es gewohnt, die Klagen seiner geplagten Mitmenschen (Kollegen, Freunde, Häftlinge) über sich ergehen zu lassen. Die Menschen mußten sich aussprechen, fand er, mußten über ihr Elend klagen dürfen, dann konnte man — wenn sie einmal mit den Klagen zu Rand gekommen waren — auch von ernsteren Dingen mit ihnen sprechen.

«Ich komm' da», sagte er und nahm auf einem Stuhl Platz, «wegen der Geschichte in der Gerechtigkeitsgasse.»

«Gerechtigkeits . . . gasse . . .», stöhnte Gisler und kämpfte mit dem Knoten seines Schuhbändels. Seine Glatze war purpurn und kleine Schweißtröpflein glitzerten auf ihr . . .

«Ja», sagte Studer geduldig (man muß mit den Menschen Geduld haben, besonders wenn sie dick sind und einen Schuhbändel knüpfen müssen), «Gerechtigkeitsgasse 44 . . . Hornuss Sophie . . . Leuchtgas . . . Ich bin selbst in der Wohnung gewesen und muß mich entschuldigen, daß ich auf eigene Faust eine Untersuchung geführt habe . . .»

«Pfuuuh . . . ähh . . . pfuh . . .», machte der Kommissär, richtete sich endlich auf, betrachtete mißtrauisch seinen Schuh und ließ die Zehen darin spielen; endlich sagte er:

«Ich glaub', es wird gehen — wenn nur der Socken keine Rümpf übercho hätt!» Es schien nicht der Fall zu sein, denn Gisler stellte seinen Plattfuß auf den Boden, blickte aus hellblauen Aeuglein gar unschuldig in die Welt: «G'wüß!» sagte er und nickte bedeutungsvoll. «G'rechtigkeitsgass' 44. Sophie Hornuss! Aebe... Aebe...»

Und der Wachtmeister sei also in der Wohnung gewesen und habe gewissermaßen eine kleine Privatuntersuchung — hähähä — geführt . . . also geführt. Das solle ihm unbenommen bleiben. Ganz recht habe der Wachtmeister gehabt, und sehr kollegial sei es, daß er die Resultate seiner Untersuchung nun ihm, dem Kommissär Gisler, unterbreiten komme . . . Und wie seien diese Resultate?

«Daß es sich um einen Mord handelt . . .»

«Ja, ja», seufzte Kommissär Gisler, «ein Mord! Der Reinhard hat etwas Aehnliches behauptet . . . Soso, und ihr meinet, Studer, ihr meinet auch, daß es . . . ääh . . . ein Mord ist?»

Ja, sagte Studer, er meine das auch. — Dann könne man vielleicht den Reinhard rufen lassen? Oder? — Doch doch, man könne den Reinhard rufen lassen und vielleicht auch den Murmann. Der sei doch bei der Entdeckung der Leiche dabei gewesen . . . — Ganz richtig, den Murmann!

Und Kommissär Gisler hob den Hörer ab, ließ dem Korporal Murmann und dem Gefreiten Reinhard bestellen, sie sollten sofort auf die Stadtpolizei kommen, hängte ab und trocknete sich die Schweißperlen von der Glatze.

Kriegsrat . . . Studer wurde merkwürdigerweise von niemandem ausgelacht. Wahrscheinlich war der kleine Reinhard daran schuld, der von Anbeginn zum Wachtmeister hielt. Murmann versuchte zwar zuerst, die Sache ins Lächerliche zu ziehen und meinte, der Köbu spinne wohl wieder, aber da fuhr ihm der kleine Reinhard elend übers Maul . . . Ihm sei es auch vorgekommen, sagte er, als ob beim Fall Hornuss nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Er habe die Auffälligkeiten übrigens in seinem Rapport vermerkt: das ausgebreitete Kartenspiel, den Klubsessel in der Küche, den schiefen Hebel am Gaszähler . . .

— Wie denn die Polizei benachrichtigt worden sei? wollte Studer wissen, und der Gefreite Reinhard, eifrig an seiner Parisienne saugend, erklärte, ein Arbeiter, der bei der Sophie Hornuss Aftermieter gewesen sei (eine möblierte Mansarde), habe den Gasgeruch gespürt im Vorbeigehen und der Polizei angeläutet. Darauf seien sie zu zweit in die Gerechtigkeitsgasse gegangen. Und Studer solle erzählen, was er Neues entdeckt habe. — Hier unterbrach Murmann, um mitzuteilen, wie aufgeregt der Wachtmeister gewesen sei, am Morgen, als er . . . Aber Murmann sprach dem vifen Reinhard viel zu langsam, der Gefreite fuhr seinem Korporal noch einmal übers Maul . . . Der Wachtmeister solle jetzt erzählen! — Und auch der Stadtkommissär war dieser Meinung . . . Er hatte eine Pfeife angezündet und hockte hinter seinem Schreibtisch. Von Zeit zu Zeit warf er besorgte Blicke auf seinen Schuh.

Und Studer erzählte; er sprach vom Geologen Cleman, der unter den Brüdern Mannesmann in Marokko gearbeitet hatte und seine Arbeitgeber dann verraten hatte, er sprach von der zweiten Frau, die in Basel einen ähnlichen Tod gefunden hatte, vom Somnifen auf dem Boden der Tasse im Schüttstein und von Herrn Rosenzweigs merkwürdigen Mutmaßungen über den Daumenabdruck . . . Er erzählte vom Zusammentreffen mit dem Pater Matthias, der in Wirklichkeit Koller hieß, auch die Geschichte vom Hellseherkorporal vergaß er nicht zu erwähnen, — nebenbei nur, um anzudeuten, daß der Fall seine Fäden zog bis in entfernte Länder, — kam noch einmal auf Basel zu sprechen und daß er dort geschwiegen habe; denn schließlich sei er ein Berner Fahnder und die Basler sollten merken . . .

«Daß sie blinde Hüng sind!» unterbrach der kleine Reinhard.

«Exakt!» bekräftigte der Kommissär und: «Sowieso!» brummte Murmann.

Man war einig: Dies war der G r o ß e F a l l ! Man war weiter einig: Der «Alte» (das war der kantonale Polizeidirektor) mußte aufgereiset werden! Das durften sich die Berner nicht entgehen lassen! . . . Hahaha . . . Das wäre gelacht! . . . Und überhaupt — die Basler! . . .

Kommissär Gisler ließ sich nicht mehr halten. Er telephonierte in die Beize nebenan und bestellte vier Flaschen Bier.

«G'sundheit Studer!» — «Ja, der Köbu!»

Das war Balsam!

Neidlos wurde anerkannt, Studer sei der einzige, der diese Sache zu einem guten Ende führen könne . . . Wer hatte sonst Sprachkenntnisse, Beziehungen zu den französischen Behörden? Wer war mit einem Kommissär der Police Judiciaire befreundet?

Der Studer Köbu!

Also! . . . Was, meinte der mächtige Murmann, in Bern wurde ein seltsamer Mord begangen, und einen solchen sollte man den Baslern zuschanzen? Die einen Sanitätspolizisten geschickt hatten, statt eines findigen Fahnders?

Aber wie den «Alten» überzeugen?

Denn — und dies war klar wie Gülle, meinte der kleine Reinhard, die Fäden reichten weit . . . Man würde sich in Basel erkundigen müssen, nach Paris telephonieren . . . Vielleicht, vielleicht würde es nötig sein, nach Géryville zu fahren, um die Rolle zu untersuchen, die ein gewisser Hellseherkorporal gespielt hatte . . . Nach Marokko gar?

Es konnte möglich sein, daß der Mönch, der Pater, der weiße Priester (Stadtkommissär Gisler verhaspelte sich ein wenig) doch der Mörder war. Was dann? War er unschuldig und die Berner Polizei verhaftete ihn — nicht auszudenken war die Blamage und vor der Wut des «Alten» hatten sie alle einen Heidenrespekt. Dann würden die lieben Eidgenossen in Luzern und Schwyz über die Berner herfallen, das «Vaterland» würde mit giftigster Feder schreiben!

Darum gab es nur eine Möglichkeit: Studer mußte den Fall übernehmen. Er hatte den Pater bei sich aufgenommen, ihn zurückgelassen unter der Obhut seiner Frau . . . Der Pater war die Hauptperson, er war, wie Gisler sagte (der Kommissär hatte das Gymnasium besucht), der «nervus rerum», der Nerv der Dinge.

Und schleunigst wurde der junge Polizist im Vorraum angewiesen, sich in Zivil zu kleiden und die Wohnung des Wachtmeisters an der Thunstraße zu bewachen . . .

Also: den «Alten» überzeugen. Aber wie?

Die Luft im Raume war blau und dick, aber keiner der vier Männer dachte daran, ein Fenster zu öffnen. Sie starrten vor sich hin und studierten, studierten, wie man dem Kollegen Studer Ellbogenfreiheit verschaffen könne . . .

Was man wußte, genügte — aber es genügte nur für die drei Männer, die Studer überzeugt hatte. Drei Männer, die nicht viel zu sagen hatten: ein Kommissär von der Stadtpolizei, ein Fahnderkorporal und ein Gefreiter . . . Keine Männer, deren Stimmen im Hohen Rat etwas galten — bescheidene Arbeiter, nichts weiter, klug waren sie, das wohl, vertraut auch mit ihrem Beruf . . . Sonst nichts.

Es war Herr Rosenzweig, der die Lösung brachte. Er betrat das Bureau und prallte zurück:

«Die Fenster auf, der Lenz ist da!» sang er und mußte husten. Aber da keiner der vier Männer sich roden wollte, so mußte er eigenhändig das tun, wozu er melodisch aufgefordert hatte. Und ein Schwall staubgesättigter Stadtluft reinigte die Atmosphäre.

Nach einer Minute aber schon verlangte Kommissär Gisler, dessen empfindliche Füße die Kälte nicht vertragen konnten, man möge den «status quo» wieder herstellen und der kleine Reinhard schloß die Flügel.

«Ich habe», sagte Herr Rosenzweig in seinem Bundesschweizerdeutsch, «bei Ihnen angeläutet, Wachtmeister, aber da hieß es, Sie seien fort und wahrscheinlich auf der Stadtpolizei zu finden. Ich bringe Ihnen etwas Merkwürdiges, etwas sehr — sehr — Merkwürdiges.»

Murmann grunzte und meinte, das werde sicher etwas Apartiges sein. Aber Herr Altfürsprech Rosenzweig ignorierte den Fahnderkorporal Murmann. Er zog aus seiner Tasche zwei Blätter und legte sie sanft auf Studers Schenkel.

«Was sagen Sie dazu?» fragte er, und da keine Sitzgelegenheit mehr frei war, lehnte er sich gegen die Wand. Studer nahm die beiden Blätter auf (ein dickes, ein dünnes) und betrachtete sie. Das dickere war die Fieberkurve. Das andere war voll beschrieben, unterzeichnet. An der Ecke oben klebte eine Stempelmarke. Und Wachtmeister Studer überflog das Dokument. Dann hielt er es näher an seine Augen, las es zum zweitenmal, aufmerksamer und es dauerte eine Weile, bis er mit dem Lesen fertig war.

Im Bureau war die Luft klar und durchsichtig. Durch das Fenster hörte man das Hupen vorüberfahrender Automobile und dazwischen von Zeit zu Zeit das langsame Klappen von Pferdehufen auf dem Asphalt. Sonst herrschte Stille. Kommissär Gisler beschäftigte sich mit einem Aktenumschlag, der kleine Reinhard hatte wieder eine Parisienne angezündet und Murmann stopfte umständlich seine Pfeife.

Aber alle drei hoben die Köpfe, als von der Stelle, an der Studer saß, ein merkwürdiges Geräusch kam, auf das am besten das gut bernische Wort «Grochsen» paßte: ein Tongemisch von Seufzen, Räuspern und verschlucktem Fluchen.

— Was los sei, erkundigte sich Kommissär Gisler und blickte erstaunt auf den Wachtmeister.

An der Wand aber lehnte der alte Herr Rosenzweig, er ließ seine Zähne schimmern, die an vielen Orten mit Goldplomben geschmückt waren. Und nachdem er eine Zeitlang sein Lächeln hatte erstrahlen lassen, setzte er mit Fragen an, akademischen Fragen allerdings, auf die er keine Antwort zu erwarten schien . . .

«Das haben Sie nicht vermutet, Wachtmeister, hä? Das nenn' ich eine Sensation, hä? Das übertrifft die Photographie meines ersten Fingerabdruckes, von dem es keine Doublette gibt, was?»

Er schwieg. Die Spannung der Polizeileute machte ihm Spaß. Als aber keiner der vier reden wollte — sie waren Berner und verstanden es, ihre Spannung unter gleichgültigen Mienen zu verbergen — plapperte er weiter.

«Sie wollen natürlich wissen, wie ich zu dem Dokument gekommen bin, Wachtmeister Studer. Ganz einfach. Sie haben mich gebeten, nachzusehen, ob ich auf dem Papier etwaige Fingerabdrücke feststellen könne. — Es gibt zwei Methoden: Joddämpfe oder ultraviolette Strahlen. Ich habe es mit meinem neuesten Apparat probiert — und was sah ich da? Nicht nur zwei Fingerabdrücke — (sie ähnelten übrigens wieder dem Fingerabdruck, mit dem ich meine Sammlung begonnen habe) — nein, ich sah etwas anderes. Eine Schrift kam zum Vorschein! Eine Schrift!»

Herr Rosenzweig wartete und hoffte augenscheinlich auf eine Regung der Neugier, wenigstens bei einem seiner Zuhörer. Aber keiner tat einen Wank. Murmann balancierte auf einer Ecke des Schreibtisches, der kleine Reinhard betrachtete das glühende Ende seiner Zigarette, Studer zündete umständlich seine erloschene Brissago an und Kommissär Gisler machte eifrig Notizen auf den

(Fortsetzung Seite 1674)

Rand eines Aktenstückes. In der Stimme des Fürsprechs schwang Enttäuschung mit, als er fortfuhr:

«Eine Schrift! Wo konnte sich die Schrift befinden? Auf der einen Seite des Schriftstückes befand sich eine Fieberkurve, die andere Seite war weiß. Ich prüfte den Rand mit der Hand ... Zwei Dokumente waren zusammengeklebt worden. Wasserdampf. Trocknen. Und dann konnte ich das Testament lesen ...»

Da kam Leben in die vier.

«Testament?» fragte Gisler. «Chabis!» sagte Murmann. «Das chönnt ...», meinte Reinhard, aber er beendete den Satz nicht.

Studer reichte das Schriftstück dem Kommissär Gisler. Ein Kopf links, ein Kopf rechts, im ganzen drei Köpfe beugten sich über das Schriftstück. Zum Ueberfluß las der Stadtkommissär noch halblaut.

«Mein Testament.

Ich Endesunterzeichneter, Cleman Alois Victor, Geologe, von Frutigen, Bern, bestimme folgendes: Mein Vermögen, bestehend aus einem Stück Land in der Größe von acht Hektar, rund um das im südlichen Marokko gelegene Dorf Gurrama, vermache ich zur Hälfte meiner Tochter Marie Cleman, geboren am 12. Februar 1907 zu Basel, und zur anderen Hälfte dem Kanton Bern zur freien Verfügung. Bei Annahme des Vermächtnisses verpflichtet sich der Kanton Bern dafür zu sorgen, daß der Erlös, der aus den besagten Grundstücken erzielt werden könnte, zur Hälfte meiner obgenannten Tochter zur freien Verfügung überwiesen wird. Der Kauf besagter Grundstücke ist ordnungsgemäß sowohl nach französischem Recht als auch nach dem in Gurrama geltenden mohammedanischen Recht getätigt worden. Ich habe auf den in den fraglichen Dokumenten näher angegebenen Grundstücken das Vorkommen von Erdöl festgestellt und wird selbiges Land nach etwa fünfzehn Jahren einen annähernden Wert von zwei bis drei Millionen Franken repräsentieren. Die Dokumente, die meine Rechte auf besagtes Landstück beweisen, sind in einer Eisenkassette vergraben worden an einem Orte, der mit Hilfe des beigehefteten Dokumentes leicht zu entdecken sein wird. Ich habe Auftrag gegeben, daß besagtes Dokument zusammen mit meinem Testament fünfzehn Jahre nach meinem Tode an meine Gemahlin, Frau Josepha Cleman-Hornuss, Basel, Rheinschanze 12, gesandt wird. Falls an diesem Zeitpunkt meine Frau gestorben sein sollte, so ist Vorsorge getroffen, daß meine Tochter in den Besitz des Dokumentes gelangt.

Fez, 18. Juli 1917. sig. Alois Victor Cleman.»

Stadtkommissär Gisler lehnte sich zurück und begann mit seinem Bleistift auf seinen Zähnen Xylophon zu spielen. Murmann richtete sich auf und verschränkte die Arme über der Brust, der kleine Reinhard fischte ein kanariengelbes Päckli aus seiner Hosentasche und klopfte gedankenvoll eine Zigarette auf seinem Daumennagel zurecht. Die Stille im Raum wurde durch Altfürsprech Rosenzweig unterbrochen, der trocken meinte:

«Ich weiß nicht, ob die Herren wissen ...» («Die Herren», sagte er!), «daß sowohl Shell als auch die Standard-Oil um neue Oelfelder kämpfen wie im Mittelalter der Teufel und der liebe Gott um eine arme Seele ... So daß allen menschlichen Berechnungen zufolge die von Herrn Cleman erworbenen Petroleumfelder wahrscheinlich das Drei- oder Vierfache wert sind ... Nicht zwei Millionen — nein, sechs oder acht ... Und zwar Schweizerfranken ... Das brächte dem Kanton Bern drei bis vier Millionen ein ... Und da der Kanton als Testamentsvollstrecker vorgesehen ist, so wird diese Summe noch erhöht durch die Provision, die der Kanton verlangen kann ... Viereinhalb Millionen ... Nicht übel? Was?»

«Und das Testament ist rechtsgültig?» fragte Kommissär Gisler.

«Nach französischem Recht so rechtsgültig als möglich. Es ist olograph. Von der Hand des Testators geschrieben, datiert, signiert. Und da es sich, vom Standpunkt des internationalen Rechtes, besonders um die Haltung Frankreichs handeln wird, so brauchen wir uns keinen Kummer zu machen. Ich glaube, der Kanton wird das Geld brauchen können.»

«Deich wou!» sagte Murmann trocken und zündete seine Pfeife an.

Der kleine Reinhard meinte, mit diesem Dokument werde man den «Alten» schon zur Vernunft bringen.

Studer schwieg. Er dachte verschwommen an viele Dinge. An Marie, die nun reich sein würde, an ein Sprichwort, das von einem Esel handelte, der aufs Eis tanzen ging, weil es ihm zu wohl war — und er verglich sich mit diesem Esel; er dachte weiter an die Bankgeschichte, die ihm den Kragen gekostet hatte: wie schön wäre das, wenn er nun seine Revanche nehmen und dem Staat Bern ein Vermögen zuschanzen könnte ... Dann würden die bösen Mäuler plötzlich verstummen, und seine Ernennung zum Polizeileutnant wäre sicher. Aber bis dahin floß noch viel Wasser d'Aare-n-ab. Es war keine einfache Sache ...

Ein hartes Pochen an der Tür schreckte ihn aus seinem Grübeln. Der Polizeirekrut meldete sich zurück. Er war in Studers Wohnung gewesen, so berichtete er, und Frau Studer habe ihm gesagt, Pater Matthias sei schon um halb drei Uhr fortgegangen. Sein Fieberanfall sei vorbei gewesen.

Dies alles rapportierte der Polizeirekrut mit geschlossenen Absätzen, in tadelloser Achtungstellung, und die Mittelfinger seiner beiden Hände hatte er an die blauen Passepoils seiner Uniformhosen gepreßt.

«Abtreten!» sagte Kommissär Gisler bloß. Aber Studer stand auf. An der Türe sagte er:

«Gisler, du bringst die Sache mit dem ‚Alten' ins reine. Ich möcht' morgen früh mit ihm sprechen. Sag ihm das. Ich hab' heut noch viel zu tun. Und dann Gisler, schau, daß mir der Polizeihauptmann sein Bureau und sein Telephon um sechs Uhr überläßt. Ich werd' eine Stunde zu telephonieren haben. Du stehst ja ganz gut mit ihm.»

Dann fiel die Türe zu. Der Stadtkommissär betrachtete nachdenklich seine empfindlichen Füße. Er studierte, studierte ... Es war das erstemal, daß der Wachtmeister ihn duzte, und Gisler überlegte sich, ob er diese Familiarität als Schmeichelei oder als Beleidigung werten solle. Er entschloß sich zu ersterem: das Duzen war sicher ein Zeichen der Anerkennung für sein diplomatisches Geschick; daß aber der Held des «Großen Falles» so brüderlich zu ihm gesprochen hatte, erfüllte Gislers Herz mit Stolz und verdrängte auf fünf Minuten den anderen Stolz, den Stolz auf die aristokratische Empfindlichkeit seiner Füße ...

Kanalräumen.

«Sicuro», sagte Dr. Malapelle vom Gerichtsmedizinischen. «Barbitursäure. Kein Zweifel! Massive Dosis. Somnifen. Ja ja, ich glaube, obwohl das nicht genau festzustellen ist. Mir schien es, als rieche der Mageninhalt stark nach Anis. Und da ich kein barbitursäurehaltiges Schlafmittel mit Anisgeruch kenne — außer Somnifen —, so ist es erlaubt, den Schluß zu ziehen. Uebrigens, die Frau hätte nicht mehr lange gelebt. Schwere Endocarditis — oder, wenn Ihr Laienverstand, Inspektor, dies besser begreift, das Herz der alten Dame war schwach, schwächer, am schwächsten. Eine Aufregung — e poi ... Ja ... Ob sie es freiwillig geschluckt hat? ... Vielleicht, wahrscheinlich. Selbstmord ist wirklich nicht ausgeschlossen. Aber Sie glauben an einen Mord? Romantiker! Wenn's Ihnen Freude macht!»

Da erzählte Studer von der Schnur und von den Spuren an der Kante des Schlüsselloches.

«Fantasmagoria!» meinte Dr. Malapelle ärgerlich. «Sie haben Einbildungskraft, und die Einbildungskraft geht mit Ihnen durch! Nehmen Sie sich zusammen!»

(Fortsetzung Seite 1677)

Vergnügungsfahrten im Mittelmeer

mit den Luxusdampfern der Gesellschaften

ITALIA-LLOYD TRIESTINO
ADRIATICA

15. Januar bis 1. Februar 12. Februar bis 1. März	D. „MARCO POLO" u. „ESPERIA", Alexandrien, Cairo, Luxor, Assuan
11. Feb. bis 28. Feb.	D. "ROMA", Athen, Rhodos, Heiliges Land, Aegypten, Istanbul
25. Februar bis 22. März	M./S. „SATURNIA", Sizilien, Tripolis, Aegypten, Heiliges Land, Rhodos, Istanbul, Griechenland
11. März bis 23. März	D. „CONTE DI SAVOIA", Athen, Heiliges Land, Aegypten
9. April bis 17. April	D. „CONTE DI SAVOIA", Athen, Rhodos, Heiliges Land
30. Mai bis 12. Juni	M./S. „VULCANIA", Athen, Rhodos, Aegypten, Heiliges Land
15. Juli bis 14. August	D. „ROMA", Sizilien, Tripolis, Heiliges Land, Aegypten, Rhodos, Schwarzes Meer, Athen
6. Sept. bis 22. Sept.	D. „ROMA", Heil. Land, Rhodos, Aegypten, Athen

Sichern Sie sich jetzt schon die Plätze für diese interessanten Seereisen!

Auskünfte, Prospekte und Anmeldungen bei der pat. Generalagentur:

„SUISSE-ITALIE" AG.

Sitz Zürich, Bahnhofstraße 80, Tel. 37.772-76

VERTRETUNGEN IN BASEL, ST. GALLEN, GENF, LAUSANNE, LUGANO, LOCARNO

Anmeldungen auch bei allen pat. Reisebureaux

Da zog Studer die Fieberkurve aus der Tasche (das Testament hatte er dem Kommissär gegeben) und zeigte sie dem Arzte. Der runzelte die Stirnhaut und sagte:

«Was ist das? Entweder stimmt die Diagnose nicht, oder ... Das ist doch keine Malariakurve! Weder Tertiana noch ... Und dann, vedi ispettore! — entweder hat die Schwester mangelhaft gemessen, oder ... Statt die Zehntelsgrade anzugeben, gibt sie überall nur die Viertel-, Halb- und Ganz-Grade an: Sehen Sie selbst: 36,75, 39,5, 38,0. Das gibt es nicht. Auch wenn man in Betracht zieht, daß diese Fieberkurve aus einem Kolonialspital stammt, das außerdem noch von französischen Aerzten betreut wurde ... Immerhin ... pure ... Merkwürdig ... singolare ... Es gibt doch nicht mehr Arbeit, die Zehntelsgrade zu notieren ...»

Dem Wachtmeister Studer stak ein verstohlenes Lächeln in den Mundwinkeln.

«Danke, Dottore», sagte er, «mille grazie ... Darf ich noch die Leiche der Sophie Hornuss sehen?»

... Ein faltiges Gesicht — und es drückte Schrecken aus. Es war aufgedunsen ... und neben dem linken Nasenflügel saß keine Warze ...

Hotel zum Wilden Mann. Studer fragte den Portier, ob er Pater Matthias sprechen könne. Hochwürden sei noch nicht heimgekehrt, hieß es. Da sah man wieder einmal, wie wohlerzogen Hotelportiers waren! Natürlich! Einen Priester nannte man Hochwürden. Aber das Hedy sagte: «Herr Mönch!»

Ob er das Zimmer, das der Pater belegt habe, einmal sehen könne, wollte Studer wissen und zeigte seine Legitimation. Sie erwies sich als unnötig. Man kannte ihn. Der Chef de Réception, der in der Halle mit Nichtstun beschäftigt war, wurde herbeigerufen und hatte nichts dagegen, daß Studer das Zimmer des Paters in Augenschein nahm.

Erster Stock, zweiter Stock, dritter Stock ... So ein Lift war doch etwas Kommodes. Man brauchte keine Stiegen zu steigen, man brauchte seinen Schnauf nicht unnütz zu verschwenden.

Nummer 63. Der Liftboy kam mit, er wartete, und Studer wäre so gerne allein geblieben! Aber ein Zweifrankenstück wirkte Wunder. Plötzlich war der Gröggu verschwunden.

Auf der Glasplatte über dem weißen Porzellanbecken lehnte eine einsame Zahnbürste im Wasserglas. Daneben lag ein Stück billige Seife. Ein Handtuch war gebraucht worden. Und auf einem Stuhl stand ein mäßig großer Koffer aus brauner Vulkanfiber. Als Studer ihn öffnete, lagen darin, sorgfältig zusammengelegt:

Ein blauer Regenmantel, ein ordinärer grauer Konfektionsanzug, ein gebrauchtes, weißes Hemd mit weichem Kragen, eine billige Krawatte und ein Paar schwarze Halbschuhe ...

Ausgebreitet auf dem Bette war ein blauer Pyjama, wie man ihn für fünf Franken in der Epa kaufen konnte.

Ganz leise pfiff Studer den Bernermarsch. Und dann verließ er das Zimmer. Er warf noch einen Blick zurück und da fiel ihm etwas auf. Ein braunes Etwas lugte aus der Falte heraus, die von der Lehne und vom Sitz des Fauteuils gebildet wurde. Der Wachtmeister trat näher. Das Ding war fest eingeklemmt. Studer zog es mit einiger Mühe heraus.

Ein Fläschlein. Somnifen. Leer. Er ließ es in seiner Kuttentasche verschwinden ...

(Fortsetzung folgt)

Neuerscheinung

Ein vorzügliches Geschenkwerk für jeden Gebildeten und Bergfreund:

Arnold Heim und August Gansser

Thron der Götter

Erlebnisse der Ersten Schweizerischen Himalaya-Expedition

Umfang 392 Seiten. Mit 18 Textillustrationen, 11 Notenbeispielen, 220 Tiefdruckabbildungen nach photographischen Aufnahmen der Verfasser, zwei Panoramen und einer mehrfarbigen Relief-Karte. In Rohleinen gebunden. Preis Fr. 16.80

Das neue Buch von Arnold Heim und seinem jungen Mitarbeiter August Gansser stellt sich an die Spitze der früheren Reisewerke des bekannten schweizerischen Forschers. Er schildert die unmittelbaren Erlebnisse der Ersten Schweizerischen Expedition quer durch das größte und jüngste Gebirge unserer Erde. Dort, in den noch teilweise unbekannt gebliebenen zentralen Teilen des Himalaya und Transhimalaya erheben sich die heiligsten Berge der Welt, auf denen die Götter von einigen hundert Millionen frommer Inder und Tibeter, der Hindus und Buddhisten thronen. Ihren Gletschern entspringen die Wasser des heiligsten aller Ströme, des Ganges. Als Pilger der Naturforschung haben die Verfasser jene Götterberge aufgesucht.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

MORGARTEN-VERLAG A.-G., ZÜRICH

FÜR REGENTAGE

Ein Schirm? Gewiss, er schützt dich oben,
Der Fuss jedoch wird nass, dass Gott erbarm.
Da ist der gute Ueberschuh zu loben,
In ihm fühlt sich der Fuss behaglich warm.

3.50

Art. 18355—655
REGENSCHUH mit praktischem, verstellbarem Verschluss. Bei Regen unentbehrlich für die elegante Dame. Gleicher Schuh auch für niedere Absätze.

Mit unserem **Gummiglanz** bleiben Gummischuhe wie neu. Flasche -.60

Bata

Verkaufsstellen in:

Aarau, Baden, Basel, Bern, Biel, La Chaux-de-Fonds, Chur, Fribourg, Genève, Grenchen, Lausanne, Neuchâtel, Schaffhausen, St. Gallen, Thun, Winterthur, Zürich, Möhlin.

POSTVERSAND GEGEN NACHNAHME durch: BATA-SCHUH A. G., MÖHLIN

NIZZA

im Lande der Sonne, Palmen und Blumen. Das am schönen Boulevard Victor-Hugo, nahe Strand und Kasinos gelegene

HOTEL ATLANTIC

200 Zimmer + Erstklassiges Familienhotel mit jedem Komfort, bei mäßigen Preisen + Eigene große **GARAGE** beim Hotel

Schweizer Direktion